huhe!

al

– ist gut

rZeitu.Geldt

anerkannt

aller Welt

Der Doktor kniff die Lippen fest zusammen, und seine sonst fast kindlich gütigen Züge gewannen einen Ausdruck starrer Entschlossenheit.

„Edgar," schmeichelte die junge Frau, „so sprich doch wenigstens ein Wort! Hat mich jemand bei dir verleumdet? War Fiffi hier? Oder Sylfi? Sprich doch, sprich doch!" klopfte ungeduldig ihr zierlicher Schuh. Aber Edgar preßte nur noch ängstlicher die Lippen zusammen. Die Stimme der jungen Frau wurde beschwörend. „Edgar, ich weiß, daß viele schlecht von mir reden. Aber glaube ihnen nicht! Denke auch mal an die andere Seite! Ich bin jung und schön. Ist es da meine Schuld, daß Willinger in mich vernarrt ist und mit Gewalt meine Büste meißeln wollte? Ist es meine Schuld, daß Dokt. Hartmann eifersüchtig auf ihn war, daß er sich im Sommer in den Ferien bei mir einquartierte? Ich habe oft Sommergäste gehabt, Edgar! Aber glaube ihnen nicht, es ist doch alles nicht wahr. Ist Tanzen denn etwas Unrechtes? Was siehst du mich so entsetzt dabei an? Ha, jetzt weiß ich es genau. Sie haben dir beigebracht, daß wir nächtliche Wanderungen gemacht haben. Ist denn etwas dabei? Glaub' ihnen doch nicht, Edgar, es ist ja alles gar nicht wahr gewesen. Sprich doch nur ein einziges Wort, Edgar! Glaub den schlechten Menschen nicht! Jeder weiß immer mehr von einem als man selbst."

Jetzt knifft der Doktor die Lippen nach einer anderen Richtung zusammen . . . und auch aus einem anderen Grunde. Leise pfiff Jakob durch die gesunden Zähne. Empört sah Antonie sich nach ihm um. Dann wandte sie sich in neuer Erregung dem Doktor zu und schleuderte ihm weinend ins Gesicht: „Und überhaupt, wenn du mich so behandeln willst, dann suche dir eine Dümmere aus . . . ich bin an anderes Mobilar gewöhnt, als an Skelette und Gerippe und habe überhaupt an jedem Finger zehn Verehrer. Solch überlebte Ansichten wie deine brüten die Pfalzersteine ja nicht mehr aus! Ein Glück, daß ich das noch rechtzeitig erkenne! Morgen verlobe ich mich mit Willinger . . . der hat sowieso schon lange auf solchen Ausfall deinerseits gewartet!" Damit rauschte die schöne Braut zur Tür hinaus.

Jetzt pfiff der Doktor leise durch das frische Loch in seinem Oberkiefer. „Ein Unglück kommt nie allein", bemerkte er.

Jakob brachte ihm ein Gläschen Kirschwasser. „Und sonst sagt Herr Doktor immer: „Bei jedem Unglück ist ein Glück dabei!"

—⊙—

Das Geheimnis des Chevaliers d'Eon

Erst Rittmeister und Botschafter, dann Hofdame und Fechtlehrerin, schließlich doch ein Mann.

Von Günther Erlenbeck.

Wenige Menschen können auf einen so eigenartigen Lebenslauf zurückblicken wie Charles Geneviève Chevalier d'Eon, der, 1728 geboren, während der 82 Jahre seines Lebens nacheinander Königlicher Stallmeister, Doctor juris, Parlamentsanwalt, Rittmeister, Botschafter am Hofe von St. James, Königlicher Zensor und ein angesehener Schriftsteller, außerdem aber auch noch Königliche Hofdame und Fechtlehrerin war. Also zweifellos eine interessante Persönlichkeit, bei der das Interessanteste ist, daß man bis zu ihrem Tode nicht mit Bestimmtheit wußte, ob der Chevalier d'Eon — ein Mann oder ein Weib war.

Der junge d'Eon wurde als Knabe getauft. Als er indessen drei Jahre zählte, tauchten Zweifel bezüglich seines Geschlechts auf, und das Kind wurde in Mädchenkleider gesteckt; kurz darauf änderte man auch seine Vornamen in weibliche um. Als Mädchen galt d'Eon jedoch nur vier Jahre lang, dann trat von neuem ein Wechsel ein, und die kleine Geneviève erhielt wieder Knabenkleidung und -namen. Der junge Chevalier zeigte sich als begabter Schüler und promovierte später cum laude zum Doktor der Rechte.

Nachdem d'Eon kurze Zeit in besonderer Mission am Hofe von St. Petersburg geweilt, machte Ludwig 15. ihn zum Dragonerrittmeister und schickte ihn dann als Botschaftssekretär nach London. Nicht lange danach wurde der Chevalier zum Botschafter daselbst ernannt. Als solcher wirkte er 14 Jahre lang in der englischen Hauptstadt, bis er 1777 plötzlich nach Paris zurückberufen wurde.

Wieder nämlich hatten sich Zweifel erhoben, ob d'Eon dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehöre. In London war diese Frage sogar zu einem beliebten Wettgegenstand geworden; wie es heißt, sollen über das interessante Problem mehr als zweieinhalbtausend Millionen Mark umgesetzt sein, eine für damalige Zeiten sehr erhebliche Summe. In einem Falle klagte ein gewisser Hayes, der behauptet hatte, d'Eon sei eine Frau, eine solche Wettforderung ein, und das Gericht gab ihm recht. Auch die französische Regierung schloß sich dieser Ansicht an, der König bewilligte seinem bisherigen Botschafter eine Pension von 10 000 Mark, aber unter der Bedingung, daß „er" in Zukunft Frauenkleidung trüge. Diese Vorschrift übertrat d'Eon indessen recht häufig; im August 1777 erschien er z. B. am Hofe zu Versailles in seiner alten Rittmeisteruniform, worauf alsbald eine Königliche Verordnung ihm untersagte, sich in Zukunft anders als in Frauenkleidern zu zeigen.

Die Königin selbst nahm sich der Sache an und sorgte für eine angemessene Ausstattung. Wie die Umwandlung vor sich ging, berichtet anschaulich eine alte französische Quelle, in der es heißt: „Sie — d'Eon — wurde mit duftenden Wohlgerüchen gesalbt, ihr Haar gekräuselt und mit einem prächtigen Kopfputz geschmückt. Kleid, Unterröcke und Strümpfe waren aus bestem Stoff. Dann legte man ihr Armbänder, ein Halsband, Ohrringe und andere Ringe an und stellte sie so bei Hofe vor mit der Verpflichtung, zwei Jahre dort zu bleiben, damit sie sich völlig in ihren neuen Stand einleben könne".

Die jetzige Madame d'Eon wurde nun Hofdame bei MarieAntoinette. Nach dem Ablauf der beiden Pflichtjahre bei Hofe lebte sie noch acht Jahre in Paris; nicht weniger als dreimal suchte sie ein Kloster auf. 1787 tauchte sie dann plötzlich wieder in London auf. Hier erregte sie geradezu Sensation, indem sie bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich als Florett- und Degenfechterin auftrat. Eine Frau, die sich diesem bis dahin ausschließlich dem starken Geschlecht vorbehaltenen Sport widmete, erschien den Londonern als etwas ganz Unerhörtes. Auch als Schachspielerin produzierte sich Madame d'Eon in der Oeffentlichkeit. So schlug sie den berühmten Philidor als dieser einmal blind gegen drei Gegner spielte. Die französische Revolution hatte den ehemaligen Botschafter und die frühere Hofdame natürlich die Pension gekostet; daher verdiente sich Madame ihren Lebensunterhalt durch Erteilung von Fechtstunden, die sie indessen aufgeben mußte, als sie, bereits 68 Jahre alt, einen so unglücklichen Stich in den Arm erhielt, daß sie nicht länger den Degen zu führen vermochte.

Sie fristete noch 14 Jahre lang ihr Leben mit Hilfe ihrer Freunde und einer kleinen, ihr vom König Georg 3. ausgesetzten Pension; dann machte 1810 der Tod diesem eigenartigen Dasein ein Ende. Jetzt kommt aber eigentlich erst die größte Ueberraschung im Leben dieser eigenartigen Persönlichkeit. Als man daran ging, die Leiche der Madame d'Eon, die 33 Jahre lang nur in Frauenkleidern aufgetreten war, für den letzten Weg zurecht zu machen, stellte sich heraus, daß man einen Toten unzweifelhaft männlichen Geschlechts vor sich hatte. In Männerkleidung wurde auch der jetzt wieder zum Chevalier d'Eon Gewordene am 26. Mai 1810 auf dem Kirchhof St. Pankraz bestattet.

Das Rätsel, das diese geheimnisvolle Persönlichkeit ihren Zeitgenossen aufgegeben hatte, beschäftigte auch später noch lange die Oeffentlichkeit und die wissenschaftlichen Kreise. Heute scheint festzustehen, daß d'Eon tatsächlich ein Mann war, der nur auf Grund seiner zarten Gestalt und ausgesprochen weiblicher Formen und Gesichtszüge für eine Frau gehalten werden konnte.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Blondinen tatsächlich bevorzugt.

Miß Anita Loos, die von sich selbst und ihren amerikanischen Landsleuten für eine große Schriftstellerin gehalten wird, verdankt ihren Ruhm ihrem Erstlingswerk „Blondinen bevorzugt", das Millionenauflagen erlebte, weil viele Leute wissen wollten, warum denn eigentlich die Männerwelt gerade für die hellhaarigen Schönheiten schwärmen sollte. Nicht alle Leser sind von ihren Argumenten überzeugt worden. Anita aber, die Braunhaarige, glaubt jetzt selbst daran, nachdem sie kürzlich in dieser Beziehung eine recht peinliche Erfahrung machen mußte. Eines Tages fiel es ihr ein, vom schönen südlichen Palm Springs mit ihrem 20 000-Dollar-Luxuswagen nach Newyork zu fahren. Unterwegs aber blieb ihr Auto im Schlamm stecken. Kraftfahrer um Kraftfahrer kam an der hilflosen jungen Dame vorbei, sie lächelte geringschätzig und brauste weiter. Die Nacht kam, Anita Loos saß noch immer im Schlamm. Sie verfluchte ihr Buch von den bevorzugten Blondinen und wünschte sich sehnsüchtig eine blonde Mähne. Doch auch die Nacht verging auf offener Landstraße, und erst am Morgen brachte eine Reparaturwerkstätte Hilfe.

„Küssen ist keine Sünd' . . ."

In Neubabelsberg wird im Tonfilmatelier der neueste Film gedreht. Der Spielleiter ist mit der Leistung einer vor kurzem zum Star aufgerückten Anfängerin in höchstem Grade unzufrieden. In der Szene, wo die kleine Frau einen stürmischen Liebhaber energisch abweisen sollte, versagt eigentümlicherweise die mimische Kunst der neuentdeckten Schönen, die sich sonst recht gut bewährt. Die Aufnahme will und will nicht gelingen; die Abweisung des frechen Kavaliers wirkt nicht „echt". „So etwas Geziertes habe ich noch niemals im Leben gesehen", ruft der Regisseur nach etlichen mißlungenen Versuchen verzweifelt aus. „Haben Sie sich denn noch kein einziges Mal dagegen gesträubt, wenn ein Mann Sie küssen wollte?" Mit züchtigen, verschämten Wangen erwiderte die neugebackene Primadonna kaum hörbar: „Nein!"

Das Revuegirl auf der Briefmarke.

Das Briefmarkensammeln dürfte in Zukunft noch einmal so eifrig betrieben werden, wenn ein Vorschlag zur Annahme gelangt, den ein durch die Schönheit seiner Revuegirls weit über die Grenzen seines Landes bekannter Theaterunternehmer unlängst der Regierung zu Washington gemacht hat. Der geschäftstüchtige Yankee verlangt nämlich, daß bei einer Neuausgabe amerikanischer Briefmarken eine Reihe von Werten mit den Köpfen einiger seiner beliebtesten und bekanntesten Tänzerinnen geschmückt wird; als Gegenleistung erbietet er sich, die Herstellungskosten für die gesamte Auflage zu tragen. Es ist bezeichnend für die amerikanische Geistesverfassung, daß der uns zum mindesten seltsam anmutende Vorschlag von einem Teile der Presse begeistert begrüßt wird. — Nach den Präsidenten, die bisher die amerikanischen Marken zierten, die Tanzgirls: auch eine Entwicklung!

Das neue Daheim (66. Jrhg. Nr. 23) bringt wieder eine Fülle wertvoller Anregungen und bester Unterhaltung. Mit einem imponierenden Bilde der „Europa" beginnt die Wochenschau; sie schließt mit der seltenen Luftaufnahme eines Flugzeugzusammenstoßes über der amerikanischen Küste. Den Aufsatz „Handwerk und Gewerbe in der Reichswehr" schildert die gründliche Ausbildung unserer Reichswehrleute für den späteren Zivilberuf. Willy Norbert würdigt den jetzt vollendeten Bau der Zugspitzbahn als ein Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst. In Wort und Bild gibt das Frauendaheim praktische Ratschläge für Haushalt und Handarbeit. Feliz Baumann erzählt von Schafen und Hirten in aller Welt, Dr. R. C. Stahn berichtet von interessanten Versuchen und Erfolgen mit „Schallplatten im Dienst der Kirche". Neben einem Abschnitt der behaglichen Erzählung „Oll Boehsch" von Marie Diers steht eine abgeschlossene spannende Novelle „Kitano, der Gaukler" von Eitel Kaper. Ein Ueberblick über die ostdeutsche Dichtung der Gegenwart, Verse, Auskünfte, eine wertvolle ganzseitige Kunstbeilage, der umfassende Daheimanzeiger, sehr reicher künstlerischer Daheimanzeiger, der umfassende Daheimanzeiger, reicher Bildschmuck und der Rätselteil vollenden den vielseitigen Inhalt des Heftes.

Der Sehnsucht des Deutschen nach Italien kommt das Märzheft des Monatsgesellschaftsblattes „Die neue Linie" besonders entgegen. Interessante Beiträge über neue italienische Kunst, das italienische Theater, hervorragende Fotografien aus Süd-Italien, interessante Beiträge über die Wohnung Mussolinis, ferner die Mitarbeit von Schriftstellern klangvollster Namen: Albert H. Rausch — Rosso di San Secondo — Hans Friedrich Blunck — Ruth Schaumann — sichern dem Heft das Interesse aller unzähligen Menschen kultivierter Lebensführung, denen Italien und seine reichhaltige Kultur etwas zu sagen haben. Außerdem werden die praktischen Reisewinke, eine besonders reichhaltige Vorschau auf die Frühjahrsmoden, neue Stoffe, Kinderkleidung, auf die Eleganz der kleinen Dinge im Moden-Bild, dem ausgezeichnet ausgestatteten Blatt, das nur 1 ℳ kostet, wieder viele neue Freunde zuführen. Es ist überall zu haben, wo nicht, vom Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 10 — Altena, den 11. März — 1930

Berufswahl mit Rücksicht auf die Gesundheit

Heutzutage, wo die einzelnen Berufe so stark überfüllt sind, daß man sich auch mit der Berufskonjunktur der einzelnen Gebiete befassen muß, und wo obendrein Arbeitseignung und Arbeiterpsychologie eine große Rolle spielen, ist die Wahl des Berufs ein schwerwiegender Lebensschritt. Wir möchten im nachstehenden die Vorzüge und Nachteile einiger Frauenberufe besprechen, wie sie eine mit diesen Fragen beschäftigte Aerztin, die in einer städtischen Berufsberatungsstelle arbeitet, kürzlich in sachlicher Form darstellte.

Welches Mädchen eignet sich zum Beruf einer Kontoristin? Blasse, blutjunge Mädchen, denen der Arzt viel Bewegung im Freien verordnete, werden diesen Beruf lieber nicht ergreifen, da er ein zu langes Stillsitzen und einen beständigen Aufenthalt im geschlossenen Raume erfordert. Der Beruf der Kontoristin eignet sich für junge Mädchen, die in frischer Luft aufwuchsen, die als Reaktion gegen diesen Beruf an jedem Sonntag und an jedem Abend in guter Luft sein können. Auch wer zur Darmträgheit neigt, soll lieber keinen Beruf ergreifen, der eine ständig sitzende Lebensweise bedingt.

Beim Beruf der Friseurin entfallen oft die Befürchtungen, daß das junge Mädchen zu wenig in der frischen Luft verweilen könnte. Dieser Beruf erfordert viel Bewegung, da man sich wohl meist von einer zur anderen Kundschaft begeben muß, und auch während der Arbeit ständig in Bewegung bleibt. Seine Nachteile liegen auf anderem Gebiete, und zwar ist es hauptsächlich die unregelmäßige Arbeitszeit (nicht selten bis 9 oder 10 Uhr abends) und die Berührung mit verschiedenen chemischen Stoffen, die in einem modernen Friseursalon vorhanden sind.

Die Putzmacherei ist eigentlich nicht gesundheitsschädlich. Es ist ein schöner Beruf, da er lebendig ist und stets Abwechslung mit sich bringt. Eine geschickte Putzmacherin kann leichthin Auskommen finden, und wenn sie überdies Lampenschirme, Handtaschen usw. herzustellen vermag, wird sie ihren Beruf beständig ausbauen können. Es empfiehlt sich für junge Mädchen, die Putz lernen, ihre Freizeit möglichst mit Sport und Turnen auszufüllen, um für ihre sitzende Lebensweise ein geeignetes Gegengewicht zu finden. Auch wird einer kräftigen gemischten Kost hier vom Elternhause aus besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden müssen. Wird der Urlaub dazu ausgenützt, um viel im Freien zu sein, so ist gegen diesen Beruf eigentlich nichts einzuwenden.

Die Schneiderin, die viel an der Nähmaschine sitzt, muß auf eine richtige Körperhaltung achten. Schwächliche Mädchen, die leicht Kopf- oder Rückenschmerzen kriegen, sollten diesen Beruf lieber nicht erwählen. Auch wer keine sehr guten Augen hat, — da feine Kleiderverarbeitung vielfach eine augenanstrengende Arbeit bedeutet, — muß sich diese Berufswahl lieber noch eingehend überlegen. Trotzdem ist dieser Beruf wiederum für junge Mädchen, die nicht lange stehen oder gehen können, vorzüglich geeignet. Die Schneiderin kann vielfach bequem sitzen, sie verrichtet manchmal auch Arbeit, die nicht sonderlich anstrengt (heften, Fäden vorziehen, Zuschneiden usw.), und der Beruf ist ausbaufähig und eigentlich stets begehrt.

Was den Beruf der Verkäuferin anbelangt, so ist er sehr interessant. Gelingt es dem jungen Mädchen, in ein größeres Unternehmen zu kommen, so erwachsen ihm verschiedene Vorteile. Es wird sachtechnisch und psychologisch geschult, um im Verkehr mit Menschen stets den richtigen Ton zu treffen, es wird auch geschmacklich herangebildet. Der Nachteil liegt hauptsächlich darin, daß die Verkäuferin stundenlang stehen muß. Obwohl heute in den sozialen Stellen überall Stimmen laut werden, die Sitzgelegenheiten für Verkäuferinnen fordern, hat sich dieser berechtigte Wunsch noch nicht überall durchzusetzen vermocht. Wer nun Senk- oder Plattfuß hat, wird daher diesen Beruf nicht erwählen. Auch ein gewisses Abgehärtetsein ist für eine Verkäuferin unbedingt erforderlich. Die Angestellten der Lebensmittelgeschäfte, in denen man auch im Winter nicht viel heizt, dürfen ihrer Veranlagung nach nicht zu Erkältungskrankheiten neigen.

Anna Lichtenstern.

—⊙—

Erhaltet unsern Kindern die Märchen!

An der Columbia-Universität in Newyork ist vor kurzem durch eine Gruppe von Lehrern und Lehrerinnen der „Bund gegen das Märchen" gegründet worden. Die Führerin, Marie Duggan, stellt den Grundsatz heraus, daß „die lächerlichen Märchen, in denen Tiere mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet und redend eingeführt werden, aus der Kinderstube und dem Kindergarten zu verbannen seien". Der romantische Inhalt der Märchen soll verschwinden, an Beispielen des Alltags sollen die Kleinen „auf die richtige Bahn gelenkt" und ihnen „wertvolle Kenntnisse und Erfahrungen vermittelt werden".

Andere Verfechterinnen der neuen Richtung im Märchen bringen ähnliche Absichten.

Eine Jede von uns weiß, mit welcher Liebe die Kleinsten und Kleinen die alten Märchen hören, wie die Augen strahlen, die Bäckchen glühen, wenn ihnen Großmutter, Mutter oder Tanten das Geschick der 7 Geißlein, das Unglück des armen Rotkäppchens, den Dornröschenschlaf und vieles andere mehr erzählen. Dabei werden die lebhaftesten Kinder brav und still, lauschen und erleben alles mit. Manches Herzchen schlägt ängstlich und reumütig, wenn die „Schandtaten" der Märchengestalten allzu sehr an die eigenen erinnern und die darauf folgenden Bestrafung doch recht bitter ist.

Die sprechenden Tiere sind die auserkorenen Lieblinge der Kleinen. Und wie fein wird in den Märchen gerade durch die sprechenden Tiere den Kindern beigebracht, was sie doch lieber tun oder lassen sollten!

Warum sollen und wollen wir das Hirn den Kindern anfüllen mit nüchternen, realen Dingen, die ihnen später im Leben in Hülle und Fülle begegnen werden? Erhalten wir ihnen das Wunderland des Märchens, das phantastische Paradies der Elfen, Nixen und Zwerge, erzählen wir ihnen immer und immer wieder die schönsten Märchen, die wir Deutschen haben! Schenken wir ihnen, sobald sie des Lesens kundig sind, Märchenbücher!

Bei uns in Deutschland wird ja, trotz aller gepredigter Sachlichkeit in geistigen Dingen, so rasch das Märchen nicht aussterben. Dazu haben wir alle wohl doch einen zu starken Schuß Gefühl im Blute. Aber trotzdem müssen vor allem die Mütter und Frauen aufgefordert werden, den Kampf gegen die Uebermodernisierung der gefühlsmäßigen Erziehung der Kinder mutig aufzunehmen.

M. B.

—⊙—

Frühjahrssorgen

Frühjahrssorgen? Die müßte es gar nicht geben. Ganz hell und leicht sollte es uns allen mit dem wiederkehrenden Sonnenschein ums Herz werden. Und doch hat auch die schönste Jahreszeit für die geplagte Hausfrau ihre besonderen Sorgen und Tücken. Garten und Haus sollen instand gesetzt, die Wintersachen fortgepackt, die Sommerkleidung besorgt werden. Und vor allem steht in diesen lichten Tagen der Hausfrau ein überliefertes Uebel bevor: das Großreinemachen, der Hausputz. Das bedeutet wochenlang Ueberanstrengung für Hausfrau und Hausangestellte, Hintansetzen von allerlei anderen Pflichten, bedeutet Ungemütlichkeit, Zugluft und Erkältung für die ganze Familie, und Geldausgaben und schlechte Laune für den Hausherrn. Wir sind ärmer geworden an Mitteln, unsere Häuser wie früher aufs Beste in Ordnung zu halten, — ärmer an Leistungsfähigkeit und Spannkraft. Da heißt es für jede Hausfrau, sich klar zu machen, wie weit sie mit den beschränkten Mitteln und Kräften gehen darf, — was wirklich nottut bei dieser Generalreinigung, was überflüssig und schon ein gewisser Luxus ist. Wo heute Kraft, Zeit und Geld nicht mehr ausreichen, alles blitzblank unter Farbe und Bohnerwachs zu halten, da müssen wir uns bescheiden — sollten das aber auch vor allem im Interesse unserer Frauen und ihren Haushalt tun. Es ist ohnehin fraglich, ob die häusliche Behaglichkeit und Gesundheit durch diese Art zu wirtschaften gesteigert worden ist — mancher Hausherr hat mit Recht darunter geseufzt. Jedenfalls hat der Ehrgeiz der Hausfrau auf diesem Gebiete heute vor der Zeit zu schweigen.

Vielleicht, daß dann auch Kräfte für das Andere, Innerliche, frei werden, die viel nötiger und wertvoller sind, — zumal in den Häusern, wo ein liebes Kind konfirmiert wird. Gerade bei Gelegenheit der Konfirmation ist das Betonen alles Aeußerlichen so gewachsen, daß ein Besinnen und Einhalten, eine Rückkehr zum Wesentlichen durchaus nottut. Es ist nicht nötig, daß du vorher „Großreinemachen" hältst und dann abgespannt in die Feierzeit gehst, nicht nötig, daß dein Kind durchaus passend gekleidet ist, nicht nötig, daß du bäckst und einlädst und deinem Kind und anderen Konfirmanden große Geschenke machst — das alles bringt dich und dein Kind nur um jenes Beste: das Stillesein, das allein köstlich ist. Als bestes Geschenk zur Konfirmation solltest du deinem Kinde ein Stückchen von diesem Frieden oder doch die Sehnsucht danach mitgeben. Schon vom rein praktischen Gesichtspunkte aus ists heute notwendiger denn je, unsere Kinder an Einfachheit, an die Freude an kleinen Dingen zu gewöhnen. Nichts ist schlimmer als anspruchsvolle Armut. Und arm sind und bleiben wir auf lange Zeit hinaus. Aber unsere Einstellung zu diesem Schicksal, die haben wir selbst in der Hand, die kann uns nicht diktiert und aufgezwungen werden, und auf die kommt es im tiefsten Grunde an. — Möchten wir die Weisheit und Liebe finden, unseren Kindern hier zu helfen und ihnen in freudiger Entsagung und willigem Verzichten Vorbilder zu sein. Vieles, das schon in den reichen Zeiten übertrieben war, ist jetzt töricht geworden, und verbraucht so viel Geld und Kraft, daß einfach Schluß damit gemacht werden muß. Hoffentlich finden viele Hausfrauen und Mütter den Mut, sich auf sich selbst zu besinnen, einfach und wahr zu sein, und mit ihrer Kraft, ihren Mitteln richtig Haus zu halten. Dann wird, was Beengung und Verarmung scheint, innerliche Bereicherung werden.

Clara Prieß.

—⊙—

Als Komparse beim Film

Wie man das Auge des Direktors auf sich zieht

Von Mary Pickford

(dem weltberühmten Filmstar).

Selbst wenn man nur Komparsenrollen spielt, gibt es doch Mittel und Wege, sich aus der Masse herauszuheben. Denn eine Komparsenrolle kann auf zweierlei Art gespielt werden.

Tausch

Humoreske von August Steinbrügger

Bimstein träumte, er wäre ein kleiner Junge und kaute Süßholz. Als er aber zu sich kam, war er angenehm enttäuscht, denn die süßen Lippen seiner jungen Frau hingen saugend an den seinen. „Aufstehen, Dickchen!“ flüsterte sie, „ich habe schon gedeckt!“ Behend wie eine kleine Geisha schlüpfte sie in ihrem silberbestickten Kimono aus dem Zimmer. Bimstein sprang aus dem Bette. Als er sich seinen Kragen umquälte, philosophierte er (bei dieser Prozedur philosophieren Männer immer): „Es ist doch eigenartig, daß die Frauen uns immer Namen geben, die vor guten Bekannten meist etwas blamabel sind.“ Aber da es ihm gelang, dieses Mal ohne allzu große Mühe in seinen Kragen zu kommen, begnügte er sich mit dieser Feststellung, ohne eine ärgerliche Fußnote hinzuzufügen, wie es sonst seine Gewohnheit war.

Als er ins Zimmer trat, öffneten sich seine Augen weit: Da standen einige Schalen mit Blumen, und bei seinem Gedeck lag allerlei Buntes — ach, er hatte ja Geburtstag, nee sowas. Daß man das doch jedes Jahr wieder vergaß! Eben wollte er nervös seine Morgenzigarette nehmen, als die kleine Geisha sich an ihn hängte und mit vielen, kleinen, kosenden, tändelnden Küssen ihre Glückwünsche in sein Ohr flüsterte.

Bimstein war gerührt. Er küßte seine zierliche Frau mit kräftigem Munddruck, nicht so leichthin wie sonst, und stammelte: „Ach Du, Du, wie nett Du sowas machen kannst! Ich danke Dir wirklich, wirklich.“ Der Munddruck verstärkte sich noch, und sie erzitterte schamhaft. Aber er hatte ja noch gar nichts angesehen, was lag denn da über dem Stuhl? Eben wollte er seine Hand danach ausstrecken, als seine Frau ihm zuvorkam: „So, nun schlüpfe einmal hinein! Ob er paßt?“ Ein Schlafrock! Bimstein war verblüfft. War er denn schon so angegraut, daß er . . .

„Mach ihn doch mal zu!“ Das ging jedoch nicht; er kniff in den Achseln und blieb über seinem vierzigjährigen Embonpoint klaffend hängen.

„Wie schade! Aber Du kannst ihn umtauschen — ist er nicht entzückend?“

„Das schon“ — er küßte ihr erstmal die Enttäuschungstränen fort — „liebes Kind, Du meinst es ja gut und hast wirklich was Nettes ersonnen, aber ein Schlafrock . . .“

„Möchtest Du keinen Schlafrock?“

„Eigentlich nicht. Sieh mal, wann bin ich denn zu Hause, und in 14 Tagen reisen wir.“

Das sah sie ein. „O, es findet sich noch viel Nettes für Dich; z. B. war da ein —“

„Pscht! Nicht verraten! ich lasse mich ja so gern überraschen.“

„Gleich morgen gehen wir hin und tauschen um.“

„Morgen? Warte mal! Ach, da hab' ich Sitzung, und nachher kommt dieser langweilige Holtscheider mit seinem Projekt.“

„Laß nur, dann mach ich das allein — aber freuen tust Du Dich doch?“

„Gewiß, mein Kind, ich freue — mich — sehr — sehr!“

Zwischen jeder Pause gab Bimstein seiner Frau einen Kuß. — —

Frau Bimstein kaufte. Erst machte sie dem Verkäufer Vorwürfe, daß er nicht die Körpergröße einer „Normalfigur“ wüßte, wie ihr Gatte sie noch immer habe. Dann entschloß sie sich, etwas anderes zu nehmen. Eine Hausjacke? Nein! — Schlafanzug? Nein! — Ein Paar Hausschuhe? Nein! Es könnte auch etwas anderes sein. Sie ließ sich ein ganzes Arsenal von Kavalierkleidung für Außen- und Innengebrauch zeigen u. konnte sich zu nichts entschließen. Denn nun war sie ins Wählen gekommen und fand kein Ende mehr. Als sie ganz ratlos und halb ohnmächtig auf einen Stuhl sank, um sich zu entschließen, und ihre Augen umher schweiften, sah sie durch eine Glaswand, wie im Nebenraum eine Dame ein Kostüm probierte. Ein Kostüm! Wie ein Gedicht. Aber dieser Ausdruck schien ihr etwas abgegriffen, sie war für Sachlichkeit und fand einen Ausdruck, der ihr selbst Eindruck machte. Das Kostüm, was sie da sah, war einfach eine Erfindung, etwas Niedagewesenes, und plötzlich stand ihr Entschluß fest: Dieses Kostüm mußte sie haben. — Die Dame hatte es wieder abgelegt und wahrscheinlich beiseite geschoben. Also bestand Hoffnung, daß . . . Sie erhob sich und trat näher, bedeutete dem Verkäufer, daß sie aussprannen und für sich etwas ansehen wolle. Nachher könne man ja weiter sehen. Sie trat in den Damensalon. Die Dame von vorhin hatte nichts Passendes gefunden und entfernte sich mit enttäuschten Mienen.

Frau Bimstein tat, als ob sie selbst das Muster eines Kostüms in sich trüge, schilderte es mit allen seinen Eigenarten und meinte schließlich triumphierend: „Haben Sie so etwas?“

Bereitwillig zerrte die Verkäuferin das bewußte Kostüm hervor: „Hier, gnädige Frau!“

Als sie vor den Spiegel trat, war sie geradezu erschrocken. Sie glich einer Königin. Wie sie sich auch drehte, prüfte, betastete, es gab kein anderes Wort als — vollendet. Dieses Kostüm war sie selbst, drückte ihr Sein, ihre Seele aus — sie mußte es haben. „Packen Sie ein!“ befahl sie kurz; gab Anweisung, wohin es geschickt werden solle, einigte sich mit dem Verkäufer der Herrenabteilung und schritt, ihrer neuentstandenen Würde bewußt, hinaus.

Unterwegs im Autobus gab es heftiges Herzklopfen und ein bißchen Angst vor der Verblüffung ihres gutmütigen, aber nicht selten cholerischen Mannes.

Sie hatte Glück, er war noch nicht da. Eine Stunde wartete sie. Er kam nicht, das Kostüm auch nicht. Sie telephonierte und erfuhr, daß es bereits unterwegs sei. Kaum war es da, eilte sie in ihr Schlafzimmer und schlüpfte hinein. Auch Bimstein kam. Sie rief ihn von oben mit flötender Stimme: „Dickchen!“ Besonders zärtlich war das Wort ihrem Munde entquollen, und Bimstein, der sämtliche Skalen der Stimme seiner Frau kannte, lächelte: Aha! Die Ueberraschung! Als er eintrat, war er nicht nur überrascht, sondern — erschlagen. Stand da seine Frau? Ja! Ja, sie war's — und doch wieder nicht!

Seine glückliche Gattin sprang auf ihn zu und küßte ihn. Das war wie ein Quell, wie ein Wassersturz. „Dickchen, Dickchen, Dickchen, sieh' doch nur —“ Bimstein zerschmolz; er ahnte, ahnte, und schließlich brachte er stammelnd hervor: „Ist das — der — Tausch?“

„Ja“, trompetete sie, ihn mit einem Schrei anspringend und umhalsend. „Euch Männern kann man ja doch nichts schenken, nichts paßt nichts ist zu finden. Und nun, um Dir doch eine Freude zu machen, habe ich — dies gewählt! Es ist billig, furchtbar billig.“ Sie flüsterte verheißend: „Nur 50 Mark mehr als der Schlafrock! Ich bin ja so glücklich, Du machst mich ja so reich!“

Vor diesem Glücke sank er vollends zusammen. Es dauerte lange, bis er sich erholte, aber dann: Na, was war denn? Sah sie nicht blendend aus, hatte er je so etwas gesehen? Sein Hausherrnstolz, seine Briefstaschenautorität, seine Ehemannsherrlichkeit, alles schwand vor dieser stürmischen, erbarmungslos jugendlichen Konsequenz. Er wurde ein Knabe, wie damals, als sie noch Tennis spielten. Stand auf, gab ihr einen zärtlichen Klaps, küßte ihr aber gleich wieder fort und bekannte ergeben: „Das schönste Geschenk, das ich je von Dir erhielt!“

Und dann reisten sie. Sie war ja eingekleidet. Diese Sorge, die er wochenlang mit sich herumgetragen, war von ihm genommen, durch einen echt fraulichen Streich seiner Gattin, die immer „das Richtige“ traf.

Die eine ermangelt jedes Strebens nach Individualität; sie arbeitet wie ein Teil der Filmmaschine: die andere wendet alle durch die Praxis und in sonstiger Weise gewonnenen Kenntnisse an, um die Rolle — so unbedeutend sie auch sein mag — zu einem wirklichen Teil des Spiels in vollkommener Harmonie mit den übrigen Charakteren zu gestalten.

Nehmen wir z. B. an, die Komparsen seien arbeitende Spinnerinnen in einer großen Spinnerei. Wahrscheinlich werden die meisten an ihren Maschinen Stehenden durch ihre Haltung verraten, daß sie vorher noch niemals einen Spinnstuhl gesehen haben und nicht die leiseste Ahnung besitzen, wie ein solcher arbeitet. Der gewissenhafte Künstler — und derjenige, welchem bei der nächsten Gelegenheit eine größere Rolle angeboten wird — hat Initiative und Vorstellungskraft genug, um heraus zu finden, wie man die Maschine richtig bedient, und er spielt die Rolle, als habe er seit seiner Schulzeit seine tägliche Achtstundenschicht am Spinnstuhl zugebracht.

Nehmen wir weiter an, uns sei eine kleine Rolle als ziemlich schroffe und strenge Vorsteherin eines Telephonpersonals übertragen. Dann suchen wir jemanden, der im wirklichen Leben dieser Beschreibung entspricht; wenn wir eine solche Frau dann gefunden haben, so prägen wir uns genau ihre Erscheinung, ihr Verhalten und ihren Gesichtsausdruck ein. Dies geschieht, indem wir jede Gelegenheit wahrnehmen, sie bei ihrer Arbeit zu beobachten; und wenn wir dann in unser Heim zurückgekehrt sind, schließen wir uns ganz allein in ein Zimmer ein und spielen die Rolle aus dem Gedächtnis, bis wir jede Einzelheit beherrschen und uns eine Vorstellung davon machen können, wie unser Charakter in irgend einer neuen Szene in die Erscheinung treten würde.

Der nächste Schritt besteht darin, das Ergebnis zu prüfen. Wir bereiten eine kleine Filmszene vor, in der die Vorsteherin eine hervorragende Rolle spielt, und bitten einen Freund, der die nachgeahmten Personen kennt, uns zu besuchen und uns beim Spielen der kleinen Szene zu beobachten. Sie braucht nicht lang oder verwickelt zu sein — wenige richtige Bewegungen und Gesichtsausdrücke sollten genügen, um die Bemerkung hervorzurufen „Das erinnert mich an Fräulein X. im Büro!“

Dann wissen wir, daß wir unsere Rolle lebenswahr genug gespielt haben, um einer anderen Person die Erkenntnis dessen zu vermitteln, was gemeint ist. Das ist die ganze Kunst des Filmschauspielers! Wir dürfen jedoch nicht bei einem Versuch stehen bleiben. Während wir in anderer Richtung studieren, fahren wir fort, unbeobachtet zu spielen, und sind überrascht, wieviel leichter und naturwahrer uns die Aneignung und Wiedergabe von Eindrücken durch fortgesetzte Uebung gelingt. Wie in der Schule ist der Anfang immer das Schwierigste. Nach einigen Wochen werden wir einen beachtenswerten Fortschritt feststellen und bereit sein, an verwickeltere Aufgaben mit einem gewissen Maß von Selbstvertrauen heranzugehen, das sich beim Film als unschätzbar erweist.

Man übe wiederholt die Darstellung von Empfindungen wie Sorge, Zorn, Voreingenommenheit, Furcht, Freude, Sehnsucht, Triumph, und zwar in Gegenwart eines aufrichtigen Freundes, der uns auf unsere Schwächen aufmerksam macht. Dann gilt es, an ihnen zu arbeiten, bis sie zu „starken Seiten“ geworden sind.

Nehmen wir an, es handle sich um die Darstellung der Furcht. Dann bringen wir sie bei jeder passenden Gelegenheit in unserem Gesicht zum Ausdruck, bis die Leute erregt ausrufen: „Haben Sie sich erschreckt?“

Schließlich müssen wir vor der Aufnahme des Films die ganze Kette der Gemütsbewegungen nochmals durchlaufen. Eine langweilige Arbeit? Gewiß. Aber solange unser Antlitz und unsere Herrschaft darüber — nämlich unsere Fähigkeit, Gemütsbewegungen darin zum Ausdruck zu bringen — auf dem Film sichtbar sind, ist unser Betriebskapital im Umlauf, und jeder gute Geschäftsmann kann sich davon vergewissern.

Denn auch das Spiel für den Film ist im Grunde dasselbe wie die Tätigkeit in einem Kolonialwarenladen. Wer Kundschaft an sich ziehen will, muß Vorräte in den Regalen liegen haben. Oder — um ein anderes Beispiel anzuführen: Man stelle sich eine Szene vor, in der eine Frau die Rückkehr ihres Mannes erwartet. Sie liest ein Buch. Plötzlich hält sie inne und horcht . . .

„Kommt er?“ Die Worte kommen den Zuschauern so deutlich zum Bewußtsein, als würden sie von einem lebenden Wesen anstatt von einer Filmfigur gesprochen. Die Frau versenkt sich wieder in ihr Buch, nach kurzer Zeit sieht sie mehrere Male in schneller Aufeinanderfolge auf ihre Armbanduhr, jedesmal mit einer Miene zunehmender Ungeduld und Erwartung. Diesmal liest der Zuschauer die Gedanken „Was ist aus ihm geworden?“ oder „Wohin ist er gegangen?“

Man kann die Reihe dieser Beispiele ins Unendliche fortsetzen. Aber diese beiden mögen genügen, um die Gleichzeitigkeit von Handlung und Gemütsbewegung im Film als notwendig darzutun, und in dieser Weise müssen wir unser Handeln zu einer Erklärung der Rolle gestalten, die wir im Film spielen.

Gelegentlich trifft man im Studio die Anfängerin, die von ihrem eigenen Können eine ganz falsche Vorstellung hat. Sie versucht, den Anweisungen des Direktors zuvor zu kommen sehr zum Nachteil für den Film und ihre eigene Laufbahn. Dieser Irrtum beruht vielfach auf früheren Erfahrungen von der Sprechbühne her, und es mag nebenbei bemerkt werden, daß kein noch so großer vor der Rampe erworbener Ruhm ausreicht, eine Schauspielerin auch für den Film zu qualifizieren. Er mag ihr Vertrauen einflößen. Sie wird wahrscheinlich zahlreiche Seiten ihrer Rolle entwickeln und dadurch imstande sein, sich im Studio schneller Routine anzueignen als jemand, der im Spiel überhaupt noch keine Erfahrung besitzt; aber in der Meisterung der Kunst des stummen Dramas müssen wir alle als Gleiche anfangen, wohin uns unser Talent auch führen mag, wenn wir durch Uebung gewonnen haben.

Ich brauchte lange Zeit, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß ein Filmbild nicht die bloße Photographie eines Bühnenspiels ist und daß die Augen mehr als die Lippen sprechen müssen. Es ist unmöglich, die Kamera zum Besten zu haben. Ihre Linse ist das Auge des Publikums und blickt in den Spielenden hinein, die innersten Gedanken suchend und sie enthüllend. Deshalb muß der Spielende aufrichtig gegen sich sein, wenn er im Film den besten Eindruck erwecken soll. Die Kamera durchschaut jede Ausflucht. Man kann jede Linse so wenig hinters Licht führen, wie man die Zuschauer des Theaters täuschen kann. Die Kamera sieht alles, und der Filmschauspieler hat wirklich Grund, bescheiden zu sein, wenn er im Projektionsraum sich mit allen seinen Unvollkommenheiten enthüllt sieht.

Auch heute noch, wenn ich im Projektionsraum sitze und das Werk des verflossenen Tages vorüber rauschen sehe, kann ich zuweilen an meinen Augen auf dem Filmbilde beobachten, daß meine Gedanken nicht bei dem Inhalt des Stückes warten.

Und dann wieder sehe ich etwas aufblitzen, was ich für wohl gelungen halte, und ich bin dafür so dankbar, als hätte es mit mir nichts zu tun, als wäre es etwas Schönes, was mir gegeben worden ist, um damit anderen Freude zu bereiten. Denn ein Talent ist etwas Anvertrautes, etwas, das wir nicht — aus Angst, es zu verlieren — verbergen dürfen.

Um uns unsere Gaben zu erhalten, müssen wir sie gebrauchen; und wir wachsen nur in dem Maße, wie wir mit anderen teilen, was wir besitzen.

—o—

Der Mittagstisch

Das Mittagsgedeck des Familientisches richtet sich selbstverständlich danach, ob Gäste erwartet werden oder nicht. Sind bloß die Familienmitglieder bei Tisch, so wird einfach, aber sorgfältig gedeckt. Ein jeder Hausgenosse hat seinen eigenen Serviettenring, der als schöner kunstgewerblicher Gegenstand einen guten Tischschmuck bilden kann. Auch an Werktagen braucht eine mit Blumen gefüllte Vase nicht zu fehlen. Wichtig ist es, daß die Teller in Farbe und Muster ganz gleich sind. Nichts wirkt schlechter, als wenn jedes Familienmitglied einen anders gearteten Teller vor sich stehen hat. Die kluge Hausfrau wählt beim Einkauf ihres Porzellans aus diesem Grund stets ein Muster, das in jedem Geschäft vorrätig und leicht nachgehaust werden kann. Alle größeren Porzellanfabriken stellen heute derartige Typenmuster her. Sehr nett ist es, wenn die kleinen Tischgeräte, wie Salzfaß, Zuckerstreuer und Wasserkaraffe, ein gleiches Schliffmuster aufweisen, wie die Einheitlichkeit des Mittagstisches überhaupt sehr wichtig ist. Messerbänkchen erhöhen die Lebensfähigkeit der Tischtücher bedeutend, und ein schönes in der Mitte liegendes Milieu sieht nicht nur festlich aus, sondern es schont auch das Tischtuch.

Die heute in vielen, besonders in kinderreichen Haushalten eingeführte Drehplatte, die in der Mitte des Tisches steht und der Hausfrau viele Mühe spart, bildet überdies einen wirksamen Tischschmuck. Sie besteht entweder aus Silber oder aus Messing, schönpoliertem Holz usw. Auf diese Weise kann sich ein jeder selbst bedienen und die auf der Platte stehende Schüssel durch eine leichte Drehung dem Gegenübersitzenden erreichbar machen.

Ein Mittagstisch, an dem Gäste erwartet werden, aber ist eine festliche Angelegenheit. Damast und Leinen, mit Handarbeit verziert, feiern in einem solchen Fall Triumphe. Schönes Porzellan, Silber und Kristall kommen besonders zur Geltung, und die einfachsten Speisen sehen, wenn man sie derart darbietet, viel reichhaltiger aus. Sind besonders viele Personen bei Tisch, so werden wohl kleine Platz- und Menükarten nicht fehlen.

Die Eßweise eines Hauses legt von der Kultur desselben beredtes Zeugnis ab.

A. F.

Das Arbeitskleid der Hausfrau

Selbst die modernsten Hausfrauen messen der häuslichen Berufskleidung noch nicht die Bedeutung bei, die sie für die Trägerin, und nicht zuletzt für die Arbeit hat. Was nottut, ist gewissermaßen eine Arbeitsuniform, zweckentsprechend, praktisch, kleidsam, statt dessen ist es oft immer noch das alte, für jeden andern Zweck unbrauchbar gewordene Kleid, das für die Hausarbeit geeignet und am Platze scheint, eine Qual für die Trägerin die sich darin häufig nur schlecht bewegen kann.

Der wichtigste Gesichtspunkt für die Wahl der Arbeitskleidung ist, daß sie den hygienischen Begriffen entspricht, d. h. daß die Hautfunktionen berücksichtigt werden, die durch die mannigfache körperliche Bewegung angeregt, verstärkt in Tätigkeit sind, und daß das Kleid aus möglichst licht- und luftdurchlässigem hellen, leicht waschbarem Stoff angefertigt ist. Ferner sollte auch das ästhetische Moment nicht unberücksichtigt bleiben, zumal es heute bei den wirklich schönen Mustern der modernen Stoffe eine Kleinigkeit ist, Geeignetes zu finden. Und es sollte ein ganz besonderer Ehrgeiz der gebildeten Hausfrau sein, in ihrer eigensten Domäne, in ihrem Hause, auch in dieser Beziehung vorbildlich für die weiblichen Familienmitglieder und ihre Hausgehilfinnen zu sein, deren Geschmack zu bilden, für Ordnung und Sauberkeit ein Beispiel zu geben.

Was den Stil des Kleides anbelangt, so wird man sich da in keiner Weise festlegen können, da letzten Endes doch Figur und Alter ausschlaggebend sind. Unter allen Umständen sollte man jedoch berücksichtigen, daß das Kleid weit geschnitten und, wenn man es nicht über den Kopf zieht, vorn schließbar ist, so daß es mühelos an- und ausgezogen werden kann, und bequeme, weite, leicht hochzustreifende oder kurze Aermel hat. Auch der sogenannte Trägerrock erweist sich bei Hausarbeit als praktisch, und sieht, mit frischen, weißen Blusen getragen, sehr gut aus. Eine weitere empfehlenswerte Machart, besonders für die schlanke Frau, sind „Dirndlkleider“, die durch ihren einfachen, praktischen Schnitt für jede körperliche Arbeit ebenfalls geeignet sind.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Schürze; man wählt da entweder die große Arbeitsschürze, die das Kleid nahezu deckt, oder auch die Kleiderschürze mit Aermeln, die das Kleid ersetzen kann. In der letzten Zeit haben sich für die Arbeit und in der Küche auch Gummischürzen aller Art, etwa gummierter Stoff, oder glatter, dünner Gummi ohne Stoff, oder auch als teuerstes, aber haltbarstes, die sogenannte Naturgummischürze eingebürgert. Es ist eine Frage des persönlichen Geschmacks, ob man die waschbaren Kattun- und Nesselschürzen vorzieht. Jedenfalls haben sich die letzteren in kurzer Zeit eine große Anzahl von Anhängerinnen erworben.

Und nun noch ein Wort von dem wichtigsten Bestandteil des Arbeitsanzuges im Hause: vom Schuh. Bedeutend mehr als vom Kleid und Schürze ist das Wohlbefinden der Trägerin und damit das Gelingen und die Freude an der Tätigkeit von der Schuhbekleidung abhängig. Unzweckmäßiges Schuhzeug ist nicht nur eine augenblickliche Qual, sondern kann auch nachhaltige Schädigungen des ganzen Körpers mit sich bringen. Man wähle am besten einen Schuh, der genau der Form des Fußes angepaßt ist, mit flachem oder mittelhohem Absatz. Frauen, die ein wenig zur Korpulenz neigen, tun gut, um die Form der Knöchel zu erhalten, den nicht zu hohen Schnürstiefel zu tragen.

—o—

Die Zahnlücke

Ein heiterer Vorfall.

Von Marta Maria König.

Doktor Spätmann hatte auf seinen Forschungsreisen in Aegypten viele dunkle Grabkammern besucht, viele starre Skelette beschaut und furchtlos Mumien anstudiert. Deswegen wunderte es jetzt seinen treuen Diener Jakob sehr, daß sein Herr solche Blitze voll Entsetzen teils in seine Hand sandte, teils in einen Taschenspiegel, den er vor das Gesicht hielt. Zwischen den Vorderzähnen gähnte die Lücke eines ausgebrochenen Zahnes unbekümmert und unabänderlich in das leider rücksichtslos wahre Spiegelgläschen, und in der feinnervigen Rechten des Kunsthistorikers Spätmann lag wie ein Teufelsgeschenk der Ausreißer, der Unhold unter seinen Zähnen, der dem Widerstand einer hartnäckigen Schwarzbrotkruste nicht gewachsen gewesen war. Der Doktor schüttelte den Kopf, als könne er den Ursachen irgendeines großen Naturereignisses nicht auf die Spur kommen. „Ich werde alt,“ murmelte er endlich, und sein Tonfall verriet eine Unsicherheit, als könne er bei der versteinerten Gräte irgendeines entschwundenen Reptils nicht mit Gewißheit feststellen, zu welcher Zeit es gelebt. „Antonie wird mich nicht mehr leiden mögen, wenn sie die Stelle des öden Nichts in meinem Oberkiefer entdeckt. Frau v. Schöntal ist ein herrliches Weib und hat Anspruch auf einen ‚ganzen‘ Mann.“

„Ich würde eine Frau nicht heiraten wollen,“ knurrte in einer Ecke der treue Diener, „die mich eines ausgebrochenen Zahnes wegen weniger schätzen könnte. Wer uns nicht mehr liebt im Schmutz, hat uns auch nicht geliebt im Putz.“ Und um die Kühnheit dieser Rethorik gleich zu übertäuben, drängte er bescheiden die Frage hinterher: „Soll ich den Zahn jetzt in Spiritus legen, Herr Doktor?“

„Wir wollen meine Knochensammlung nicht durch meinen unedlen Zahn schänden, Jakob,“ war die besinnliche Antwort, „ich bin ja auch kein Auffehen verdienender Krokodilrest. Aber sage mir, rate mir jetzt, in einer Viertelstunde kommt Frau v. Schöntal zum Frühstück zu mir. Ich kann doch meiner Braut nicht in diesem Zustande begegnen. Von meinem morschen Zahn muß sie auf die Beschaffenheit meiner übrigen Knochen Schlüsse ziehen.“

Jakob räusperte sich. „Herr Doktor hat mir immer gesagt, ehe man einen Schluß zieht, müsse man eine Sache sehr gründlich studieren. Aber ein End-Schluß ist wohl kein Entschluß.“

„Wie meinst du das, Jakob?“

„Ich meine, wenn ein Entschluß ein End-Schluß wäre, dann hätte der Herr Doktor Frau v. Schöntal auch gewiß noch gründlicher studiert.“

„Jakob,“ fuhr der Doktor auf, „ich bin dein Herr, und Frau v. Schöntal wird deine Herrin werden. Dir kommt es nicht zu, Redensarten über sie zu machen. Du bist ein alter Esel, und sie ist eine Venus.“

„Ja, aber,“ wagte Jakob noch einmal einzuwenden, „Herr Doktor hat so viele Venusse aus Holz und aus Stein gesehen; hat er schon daran gedacht, daß eine Venus aus richtigem Fleisch auch noch etwas anderes als nur eine Venus ist?“

„Jakob,“ mahnte der Doktor, „statt überflüssige Betrachtungen anzustellen, rate mir lieber: Wie mache ich es, daß meine Braut mich erst dann wiedersieht, wenn ein guter Zahnersatz den Schaden unsichtbar macht?“

Ohne eine Antwort ging Jakob ans Telephon: „Also Herr Doktor läßt heute um das Nichterscheinen der gnädigen Frau bitten! . . . Warum? . . . ja warum, das hat er mir auch nicht gesagt.“

„Du hättest doch irgend einen Grund angeben können, Jakob!“

„Ach, Herr Doktor, die Weiber sind schlau. Den wahren Grund kann ich nicht nennen. Lügen ist schäbig, hat Herr Doktor selbst immer gesagt.“

Der Doktor machte es sich jetzt gemütlich und Jakob schenkte ihm eine Tasse Tee ein. „Ich muß mich nun erst in Gedanken an den Besuch bei einem Zahnarzt gewöhnen, wie einst die alten Römer an den Anblick der Germanen,“ bemerkte er und ließ es sich gefallen, daß Jakob ihm die Rinden von den Brotschnitten entfernte, um weiterem Unheil vorzubeugen. „Jakob, glaubst du . . .“, wollte der Doktor gerade einige Ausfragen über Zahnarztkünste beginnen, da fuhr draußen ein Auto vor. Wie in einer Anwandlung von Hellsehrei mußte er es sich vorstellen: Wenn das Frau v. Schöntal ist! „Jakob, was nun, wenn meine Braut doch kommt? . . .“ Da . . . da zog auch schon jemand sehr frisch und lebenshungrig an der Klingel. Jakob stolperte bestürzt an die Haustür und öffnete. Vorsichtig, behielt er die Tür in der Hand und schob einen Fuß durch die Spalte. „Ist Herr Doktor hier?“ fragte Frau v. Schöntal mit einem Lächeln, das mit Zuckerguß und Buttercreme garniert schien. „Ja,“ knurrte Jakobs Wahrheitsliebe. „Bitte, dann führen Sie mich zu ihm!“ — „Er ist wohl da,“ führte Jakob bedächtig weiter aus, „aber er will für die gnädige Frau nicht da sein!“

„Das wäre ja noch schöner!“ herrschte Frau v. Schöntal den mutigen Jakob an. „In zwei Wochen ist Hochzeit, und er will für mich nicht da sein? Was ist der Grund? Hat jemand ihn gegen mich aufgehetzt? War meine Freundin Fifft hier?“ Dabei schob sie sich durch die Tür an dem Diener vorbei, der, von dem feinen Geruch der Venus angeweht, jetzt etwas deutlicher die Urteilslosigkeit des Doktors zu begreifen begann.

Frau v. Schöntal stand im Eßzimmer vor ihrem verstörten Verlobten. „Edgar, was bedeutet das? Da hast nicht einmal einen Gruß für mich?“